



Eine Insel erwacht aus dem Tiefschlaf

Text und Fotos: Julian Perrenoud Viele kennen Tokyo oder Kyoto. Kirschblüten, Kimono und viel Kommerz in hektischen Städten. Doch wie steht es um den weitgehend unbekanntem Norden Japans? Julian Perrenoud hat sich aufgemacht, Hokkaido, eine Insel, an die sich Väterchen Frost im Frühling noch mit aller Kraft festkrallt, per Zug zu erkunden.

Naturkatastrophe Japan: Das verheerende Erdbeben ereignete sich kurz vor dem Druck des Globetrotter-Magazins. Die Globetrotter-Redaktion ist tief betroffen, eine Verschiebung dieser Reportage auf eine spätere Ausgabe war aber aus terminlichen Gründen nicht mehr möglich.

Schnee stiebt auf, Flocken wirbeln an die Fensterscheibe. Die Diesellock des Superexpress Soya schnaubt und nimmt nochmals an Fahrt auf. Die vorbeiziehenden Kirschbäume, Ebereschen und Birken tragen ein weisses Kleid. Der Himmel ist seit Tagen eintönig grau, um sechs Uhr fällt die Nacht ein. Es ist ein Sonntag, Ende April, der Frühling verspätet sich auf Hokkaido – einmal mehr. Während in Tokyo die Kirschblüten verblühen und im Süden schwüles Wetter einkehrt, regiert im Norden noch der Winter mit eisiger Hand. Fünf Grad tagsüber, null Grad nachts. Und dazu dieser Wind...

Ich starte meine zweimonatige Reise bewusst auf der nördlichsten der vier Hauptinseln Japans. Hier soll noch die ganze Wildheit des Landes zu sehen sein, hier soll es weite Ebenen und Wälder statt Megametropolen geben. Und sogar Bären, Wölfe, Robben und Kraniche. Ich will vom nördlichsten an den östlichsten Punkt fahren, dann in den Süden und unterwegs verweilen, wo es mir gerade passt.

Es fiel mir mit 22 Jahren schwer, alles Vertraute, Freundin und Familie hinter mir zu lassen, um zu einem lang ersehnten Traum aufzubrechen. Bisher war ich höchstens für zwei Wochen mit Freunden unterwegs gewesen – jetzt sollen es zwei Monate werden. Allein. Gedrängt dazu hat mich eine Faszination für dieses Land und sein Volk, die ich mir nie wirklich erklären konnte. Warum gerade Japan, fragten alle. Wo fliegst du hin, Tokyo? Und als ich mit Hokkaido antwortete, waren die Gespräche beendet. Niemand kennt die zweitgrösste Insel. Warum auch, da gibts ja nichts zu sehen. Ausser Sapporo, dort fand vor Jahren eine Olympiade statt. Hokkaido bedeutet «Nordseestrasse». Reisfelder im Süden, Vulkane, Weiden und Wälder im Zentrum und im Osten die reichsten Fischgründe weltweit, so hörte ich zumindest.

Winter vor dem Zugfenster. Zu Hause habe ich mir einen «Japan Rail Pass» besorgt, das einfachste und billigste Mittel, um als ausländischer Tourist durch Japan zu reisen. Während der Rest des Landes aus allen Nähten zu platzen droht, wirkt Hokkaido direkt verlassen: 5,6 Millionen Menschen leben hier auf einer Fläche, die mehr als doppelt so gross ist wie die Schweiz. Wenige Menschen sind auch an diesem Sonntagmorgen unterwegs. Sapporo, die 1,9-Millionen-Stadt, scheint für kurze Zeit im Halbschlaf versunken. Der Zug soll mich in fünf Stunden nach Wakkanai bringen, der nördlichsten Stadt Japans. Die Türen schliessen pünktlich, der Zug braust vorbei an Reihenhäusern, Fabriken, überholt Autos und Lastwagen. Die Wagentür surrt zur Seite, ein Mann mit Mütze tritt herein, verbeugt sich – der Billettkontrollleur. In Japan verbeugen sich die Menschen grundsätzlich: sei es am

Bahnschalter, im Supermarkt oder in den Abendnachrichten.

Das monotone Geräusch im Wagen macht mich müde. Japaner sprechen während der Fahrt kaum. Telefonieren sie, gehen sie nach draussen. Ich nicke ein. Als ich wieder erwache, scheine ich eine Zeitzone durchfahren zu haben: Draussen fegt der Wind Schneeflocken vor sich her, in der Ferne zeichnen sich Berge und Wälder ab, spärlich tauchen Bauernhöfe mit türkisfarbenen Dächern auf. Und plötzlich lässt der Zug die Zivilisation hinter sich. Er überquert Brücken, unter denen breite Flüsse rauschen, fährt durch schneeverhangene Wälder und Täler, immer weiter gen Norden, immer näher dorthin, wo es nicht mehr weitergehen kann: an die Küste des Ochotskischen Meeres, der Grenze zu Russland.

Wakkanai, in einer Senke gelegen, wird nicht umsonst als Stadt der Winde bezeichnet. Diese blasen vom Meer her, heulen nachts durch die Gassen. Das Klima gehört zu den rauensten, im Februar türmt sich der Schnee meterhoch. Obschon 40 000 Einwohner, wirkt der Ort beschaulich. Salzige Luft hat den Schnee von den Wegen gefegt. Die See spült allerlei Unrat ans Ufer – kaputte Netze, Plastikkörbe und Petflaschen. Zwei Männer in Fischerhosen waten durch das seichte Wasser und sammeln Algenblätter ein. Es riecht nach fauligem Seetang und Fisch. Am Steg gondeln Kutter, die Möwen stehen an den deren Relingen Spalier.

Beladen mit Rucksack und Rollkoffer frage ich am Bahnhof einen Mann nach der Jugendherberge. Zum Glück lernte ich etwas Japanisch, Englisch spricht hier keiner, und viele Wegweiser sind nur in japanischer Schrift angeschrieben. Kommen überhaupt Touristen, sind es Japaner. Aber erst im Sommer, wenn es wärmer wird. Der Mann sitzt rechts am Lenkrad seines grauen Autos, der Motor tuckert. «Yusuhos-teru? Eee, dozo, dozo!» Er weist auf den Beifahrersitz, verwundert wuchte ich den Koffer auf den Rücksitz und steige ein. Der Wagen fährt los, biegt auf eine mit Schlaglöchern über-



Spätwinterliche Einöde. In einer Hafenstadt auf Hokkaido sind die Strassen noch menschenleer (l).

Ausgedient. Nostalgische Türme der ältesten Fabrik Hokkaidos (oben).

Wakkanai. In der nördlichsten Stadt Japans herrscht ein rauen Klima. Im hügeligen Hinterland hat der salzige Küstenwind schon fast allen Schnee weggefegt (Mitte u. unten).

säte Strasse. Nach kurzer Zeit weist der Mann auf ein Schild an der Hauswand: «Yusuhosteru!» Ich bedanke mich und steige aus. Das Haus wirkt tot. Und mein Eindruck bestätigt sich, als ich die gläserne Schiebetür öffne: Ein runzliges Männlein eilt herbei, blickt auf mein Gepäck und sagt: «Nono, close!» Er zieht mit seinen Armen ein Kreuz. Bis Ende April sind auf Hokkaido alle Jugendherbergen und viele Hostels zu. Also ziehe ich meinen Koffer zu einem Hotel. Ich verstehe die Frau an der Rezeption zwar kaum und sie mich auch nicht, aber fünf Minuten später stehe ich mit einem Schlüssel im Lift.

Kein Englisch, aber freundlich.

Bei Wakkanai gibt es zwei Kaps – das Nohsappu und das Soya. Letzteres ist der nördlichste Punkt Japans. Nach einem Ortsrundgang stelle ich enttäuscht fest, dass beide zu Fuss unerreichbar sind. Und den Fahrplan an einer Bushaltestelle verstehe ich nicht. Ich stehe auf einer erhöhten Promenade und blicke aufs ruhige Meer hinaus. Da nähert sich ein Mann mit Brille. Ich frage ihn, ob die Bergkette am Horizont die russische Insel Sachalin sei. Aus seiner Antwort wird ein Abendessen in einem Hafenrestaurant, aus dem Abendessen eine Rundfahrt in seinem Mietwagen zu den beiden Kaps. Ich muss gestehen, anfangs war ich misstrauisch: Warum tut das jemand, der mich nicht einmal kennt? Im Nachhinein nagt an mir beinahe das schlechte Gewissen. Humitaka, 38, kommt aus Hiroshima. Er war mir schon auf der Zugfahrt hierher aufgefallen. Wir haben zwar Mühe, miteinander zu sprechen, seine Englischkenntnisse sind wirklich nur «chotto» und mein Japanisch, naja, sagen wir – es ist im Aufbau. Wie ich erfahre, arbeitete Humitaka lange auf Schiffen, bereiste Australien, Neuseeland, Kanada. Aber nie Europa. Er grinst und sagt: «no eigo», kein Englisch. Humitaka hat eine vierjährige Tochter, er kramt in einer Tasche und holt ein Passfoto hervor. Als wir uns nach einem langen Tag Lebewohl sagen, bedanke ich mich für mittlerweile zwei Essen und die Autofahrt. Ich zückte unterwegs auch mal mein Portemonnaie, er aber schüttelte derart energisch den Kopf, dass ich es rasch wieder einsteckte. Immerhin – die von mir angebotene Toblerone nimmt Humitaka strahlend an. «Eee, Mattaahon desu», sagt er und deutet auf den Karton.

Russisches Angebot. Frühmorgens setze ich mich in einen Zug zurück ins Landesinnere. Wenn ich gewollt hätte, sässe ich jetzt nicht hier, sondern auf einem Frachter nach Sachalin. Beim gestrigen Abendessen im Hafenrestaurant hatte ich zwei russische Matrosen kennengelernt. die ihre freie Zeit mit Alkohol begossen. Der eine hiess Sacha, der andere

Igori. Igori spielte zur Freude einer japanischen Familie ein traditionelles Russenlied auf seiner mitgebrachten Gitarre, schenkte mir Whisky, Bier und Wein ein, sagte: «It's good, because it's from Russia», und wollte mich überreden, mitzukommen. Er sei 50 und habe schon viel erlebt. «You are good man, Tschulian, good man.» Obwohl mich das Abenteuer irgendwann vielleicht reizen würde, halte ich dieses Mal an meinen Plänen

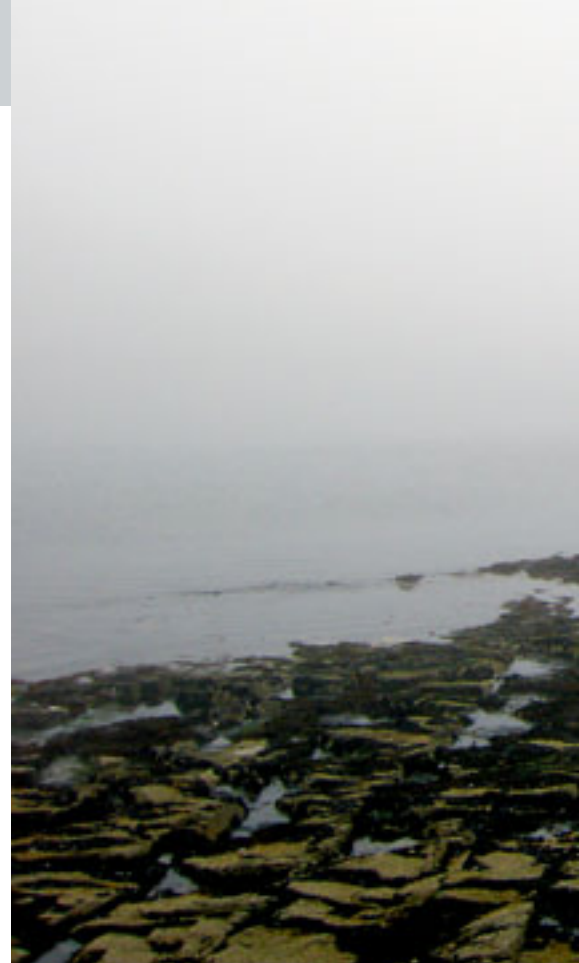


fest. Die Restaurantkarte mit seiner Handynummer auf der Rückseite bewahre ich aber sorgfältig auf.

Es ist wärmer geworden über Nacht, die Sonne brennt vom klaren Himmel, Schmelzwasser rinnt über die Strassen und verwandelt die kahle Ebene in eine Sumpflandschaft. In Asahikawa steige ich um. Eine schrille Stadt von der Grösse Zürichs, dauerbeschallt aus Lautsprechern, Läden reihen sich an Restaurants, Senioren laufen der Flanierzone entlang, sammeln Papierfetzen mit einer Zange ein.

Ich steige um in den Zug nach Abashiri, eine vier Stunden entfernte Hafenstadt. Von dort will ich ans östlichste Kap, nahe Nemuro. Hungern muss ich während der Fahrt nicht – beinahe an jedem Bahnhof bieten Verkäufer an kleinen Ständen Sushi, Reis- und Nudelgerichte als Bento (Lunchbox) feil. Damit sich auch niemand in der Wahl vergreift, sind alle Menüs mit Knete oder Plastik nachgestellt. Das Bild, Japan sei ein teures Land, muss ich bereits relativieren: Gerade Mahlzeiten sind günstig, kosten zwischen vier und zwölf Franken. Etwas Mühe bereitet mir die ungewohnte Ernährung schon: morgens Reis und Fisch, mittags Fisch und Reis, abends Fleisch, Nudeln und Sojasuppe. Und würde ich im Tempo der Japaner essen, sässe ich längst mit Magenkrämpfen zusammengekrümmt in einer Ecke.

Am Horizont zeichnet sich eine Bergkette ab. Die Schneedecke wird immer höher, bis



sie sich über einen Meter hoch türmt. Wie das hier wohl im Februar aussieht? Der Zug braust durch einen Tunnel, dahinter wartet eine andere Welt: Kaum Schnee, dafür ist es kälter. Das Wetter auf Hokkaido hat seine eigenen Gesetze.

Bei Japan Rail ist es nahezu unmöglich, als blinder Passagier an Bord zu gehen, die Tickets werden vor, während und nach der Fahrt kontrolliert. So auch in Abashiri, der Endstation meiner Etappe. Die Stadt bietet auf der einen Seite das Meer, im Hinterland Seen und Nationalparks und ist ein grauer Klecks in der Landschaft: Monotone Quadrathäuser werfen ihre Schatten auf eine vierspürige Strasse quer durch das Zentrum. Von schönen alten Holzgebäuden und Tempeln fehlt jede Spur. Auch hier laufen vorwiegend Frauen mit Mundmasken herum, eine Eigenart der Japaner, die mir schon am ersten Tag aufgefallen ist. Sind wir





Bento. Typische japanische Lunchbox (links).

1-Wagen-Zug. Mit Zügen jeder Art kommt man in Japan gut herum (links unten).

Winterozean. Der Blick verliert sich im Nebel (o).

Krabbenstand. Zum Kosten bleibt noch Zeit (u).

Verlassen. Bretterstege führen durch eine faszinierende Sumpflandschaft (unten rechts).

in einer Quarantänezone, greift die Schweinegrippe wieder um sich? Einige tragen die Maske wegen der Pollen, andere, weil sie krank sind oder es nicht werden wollen.

Leckere Königskrabben. Die Reise an den östlichsten Zipfel Japans verläuft gemächlich, aber nicht minder spektakulär: Der alte 1-Wagen-Zug tuckert der Küste entlang an unberührten Stränden vorbei, der kräftige Nordwind drückt Gräser und schwache Bäume nieder. Nur wenige Leute sitzen im Abteil, der Regen klatscht gegen die Fensterscheiben,

seit Stunden schon. Das Umsteigen in der Stadt des Nebels, Kushiro, verkommt zur dreistündigen Wartezeit – der Anschlusszug braust weg, just als meiner einfährt. Ich schlepe den Koffer die Treppe hoch, entdecke eine junge Frau, beladen mit einem riesigen Rucksack, auch sie scheint den Zug verpasst zu haben. Da mein Handy ausgestiegen ist, frage ich nach der Zeit. Wir kommen rasch ins Gespräch. Die Tramperin ist Israelin und heisst Netta, sie will zur Jugendherberge, eine Station von hier. Seit vier Monaten ist sie unterwegs, war in Australien, Neuseeland und reist jetzt durch Japan. Tokyo, Hokkaido, Osaka, dann weiter nach China und irgendwann im Sommer wieder nach Hause. Ob sie nicht Heimweh habe, frage ich. «Ich will noch lange reisen», sagt sie und lacht.

Um die Zeit zu vertreiben, besuchen wir in der Nähe einen Fischmarkt, wo ich Japaner

zum ersten Mal aufdringlich erlebe. Aufdringlich, aber freundlich. Wir kosten von der Königskrabbe. «Kingcrab, discount», versucht uns der Verkäufer zu überzeugen. Sie schmeckt unverschämt gut, leicht süsslich. Aber in meinem Koffer ist kein Platz für einen 50 Zentimeter langen toten Krebs. Netta muss auf den Zug, wir reichen uns die Hand.

Endlich sitze ich im Zug nach Nemuro. Jetzt weiss ich, weshalb die Japaner diese Gegend als mystisch bezeichnen: Es ist unglaublich schnell dunkel, von den Mooren steigt Nebel auf, hüllt die ganze Landschaft ein.

Nach der Ankunft habe ich keine Ahnung, wie und wo ich in dieser Stadt eine Unterkunft finden soll. Der Regen kommt waagrecht daher, Wind peitscht ihn über die Strasse, meine Jacke trieft vor Nässe. Ich frage einen Autofahrer, wo ich ein Hotel finden kann, irgendeines. Er überlegt kurz, schiebt die Hintertür seines Familienwagens auf, hilft mir den Koffer hineinzupacken, fährt los, hält vor einem Gebäude, das aussieht, wie eine Truppenunterkunft. Der Mann läuft hinein, kommt heraus, hebt den Daumen. Ich habe ein Zimmer. Wie sich herausstellt, ist das Haus ein Ryokan. Wohnen im japanischen Stil. Das Zimmer ist einfach eingerichtet, Tatami-Boden (Reisstrohmatten), ein Futon, Tischlein, Fernseher. Die Toilette mit geheizter Brille ist auf dem Flur, das Bad einen Stock tiefer. Es wird bitterkalt, obwohl ein kleiner Elektroofen im Zimmer steht. Ich kuschle mich in drei Decken.

Zum Frühstück gibt es alles, nur kein Brot: Spiegelei, rohes Ei, Lachs, Reis, Ingwer, rote Minifische, von denen ich zuerst denke, es sei Gemüse. Doch dann sehe ich, dass das Gemüse Augen hat. Von den schleimigen Bällchen lasse ich die Finger, morgens verträgt mein Magen nicht allzu viel. Später erfahre ich, dass es nur Sojabohnen waren.

Wild und stürmisch. Nemuro, eingequetscht zwischen Ochotskischem Meer und Pazifik, ist umgeben von wunderschönen Feldern und Seen. Einer davon heisst Choboshi und liegt 20 Autominuten von der Stadt entfernt. Ich fahre mit dem Zug ein Stück, steige bei einem



Infos zu Japan

Fläche: Die vier Hauptinseln Japans (Hokkaido, Honshu, Kyushu, Shikoku) bilden mit 377 835 Quadratmetern eine grössere Landmasse als diejenige Deutschlands.

Einwohnerzahl: 127 Millionen Menschen

Grösste Städte: Tokyo 8,1 Mio., Yokohama 3,4 Mio., Osaka 2,7 Mio., Nagoya 2,2 Mio., Sapporo 1,9 Mio., Kyoto 1,5 Mio.

Religion: Eine grosse Mehrheit der Japaner ist Anhänger des Shintoismus, der sich von der japanischen Urreligion herleitet, und des Buddhismus, der Japan im 5. oder 6. Jahrhundert erreichte.

Einreise: Bei einem Aufenthalt bis zu drei Monaten genügt ein gültiger Reisepass.

Reisezeit: Die beste Reisezeit liegt zwischen März/April (Kirschblüten) und Mai/Juni. Danach beginnt in weiten Teilen des Landes die Regenzeit, ausser auf Hokkaido. Viele junge Japaner verbringen deshalb im unbekanntem Norden ihre Sommerferien. Wer einen farbigen und milden Herbst erleben will, sollte zwischen September und Oktober das Land bereisen.

Per Bahn unterwegs: Wer längere Zeit in Japan herumreist, sollte dies mit der Bahn tun. Das Netz ist nach der Schweiz das zweitdichteste der Welt. Die Züge sind modern und pünktlich, die Bahnhöfe sauber und übersichtlich. Den Japan Rail Pass gibt es für 7, 14 oder 21 Tage und kostet zwischen 350 und 800 Franken. Achtung: Der Pass kann nur ausserhalb Japans erworben werden.

Nützliche Websites:

www.jnto.go.jp (Hervorragende Website mit vielen Infos über das ganze Land)

www.jrhokkaido.co.jp/global/index.html (Bahninfos Hokkaido)

www.nemuro-foottourism.com/about-nemuro.php (Wandern in Nemuro, dem östlichsten Teil Hokkaidos)

www.youthhostel.or.jp/English/menu2.htm (Jugendherbergen in Hokkaido)

www.japaneseguesthouses.com (Ryokans; Guest Houses in ganz Japan)



alten Bahnwagon, der als Wartehäuschen dient, aus und wandere die letzte halbe Stunde einer Strasse entlang, die sich den Hügel hinabschlängelt. Und da liegt er: Die klare Nachmittagssonne spiegelt sich im Wasser, keine Menschenseele ist zu sehen. Der beschriebene Pfad führt die Uferböschung hoch, 4,3 Kilometer lang ist er. Doch eine Kette versperrt den Weg, auf dem daran baumelnden Schild steht, dass er erst im Juni öffnet. Ich blicke über meine Schulter – niemand zu sehen – und steige über die Kette. Ich bin schliesslich nicht jeden Tag hier. Und die Japaner verbieten eh alles, was mehr Spass oder Gefahr als nötig verursachen könnte.

Aus dem Gebüsch vor mir taucht ein Kopf auf – er ist aus Stein. Eine kleine Statue steht da im Wald, noch eine und weiter hinten eine dritte. Später werde ich auf weitere stossen. Jetzt erkenne ich auch, weshalb der Weg gesperrt ist: Entwurzelte Bäume liegen quer, die Bretter der Stege über den Sumpf sind morsch, oder der Schnee hat sie eingerissen. Ich muss klettern und springen. Doch das Panorama ist unbezahlbar: In der Seemitte versammeln sich Hunderte Vögel, den Weg kreuzen Trampelpfade von Rehen, braune Kügelchen liegen neben Bäumen. Hoffentlich schrecke ich keinen Bären auf. Wie würde ich reagieren? Und vor allem, wie er? Der Pfad wird immer schlechter,

ich muss mir den Weg suchen. Dann höre ich Zuglärm. Ich folge dem Geräusch geradeaus durchs Gestrüpp, treffe auf eine überwachsene Strasse, dann auf Eisenbahnschienen und schliesslich auf die Hauptstrasse nach Nemuro.

So schnell bin ich trotzdem nicht wieder in meinem Ryokan, die Strasse zieht sich endlos über braune Wiesen. Meinen ausgestreckten Daumen scheinen die Einheimischen nicht richtig deuten zu wollen – keiner hält an. Auf einem Strassenschild steht «Nemuro 12 Kilometer». Und der nächste Zug kommt erst in vier Stunden. Also laufen, laufen, laufen.

Bevor ich mit dem rauen Norden abschliesse, will ich nach Nosappu, ans östlichste Kap.





Tempelbesuch. Auch die junge Generation kommt noch im traditionellen Kimono daher (oben).

Gut versorgt. Kannonstatue beim See Chobishi.

Znachtschmaus. Der Autor Julian Perrenoud genießt sein Take-away-Nachtessen.

Zweckmässig. Aufenthaltsraum im Ryokan.

Sakurapause. Gemütliches Mittagsschläfchen bei der Kirschblütenschau. (unten von links nach rechts)

Ein alter Bus bringt mich und drei einheimische Touristen hin. Viel gibt es hier nicht: ein kleines Fischerdorf, rostige Blechbaracken, ein paar Souvenirläden. Weiss strahlt der Leuchtturm in der Brandung, er ist der älteste auf Hokkaido. Ich stehe direkt vor ihm, wieder muss ich über eine Kette steigen, aber es ist ja

niemand da. Ich lehne mich ans Holzgeländer, kriege Hühnerhaut. Alles scheint vertraut, als wäre ich schon mal hier gewesen. Ohne Festhalten würden mich die orkanartigen Böen aufs Meer hinausreissen. Hier ist es also, hier küsst der endlose Pazifik die raue russische See. Die Wellen klatschen übereinander zusammen,





Gischt spritzt auf. Ich verharre wie in Trance, könnte stundenlang bleiben. Aber ich habe wenig Zeit, muss weiter, die Koffer packen. Im Bus habe ich aufgeschnappt, dass sich im Süden der Insel bald die Kirschblüten öffnen sollen. Ich laufe zur Haltestelle zurück, zum ersten Mal habe ich Rückenwind.

Ein Volk sieht rosa. «Leider sind alle Zimmer besetzt – bitte entschuldigen Sie vielmals.» In Hakodate, der Stadt am südlichsten Zipfel Hokkaidos, werde ich zurück in die Gegenwart katapultiert, ich finde kein freies Zimmer. Sakura, die Kirschblüte, gepaart mit Frühlingsferien und Wochenende – ein ganzes Land ist auf den Beinen, Tausende reisen aus dem Süden nach Norden, den weissen und rosa Blüten hinterher. Ein Albtraum für jeden spontanen Touristen. Jeder Zug ist zum Bersten gefüllt mit dem nach Ferien lechzenden Arbeitsvolk, lange Schlangen bilden sich vor Billettautomaten und Informationszentren. Zwar sind in Hakodate die Knospen noch geschlossen, doch schon bald sollen sie sich öffnen. Es ist wie bei einer Geburt: Niemand weiss genau, wann es geschieht, doch sicher bald. Eine rasselnde Strassenbahn bringt mich ins Stadtzentrum, dort soll es ein Internetcafé mit Schlafplätzen geben. Das

Sakura. Picknicken als Volkssport (oben).

Izaka. Wanderer geniessen ein entspannendes Fussbad im Ort der heissen Quellen.

Tokyo Hauptbahnhof. Die Putzequipe wartet auf ihren Einsatz im nächsten Zug.

Sake. Schön verzierte Reisweinfässchen.

Klaustrophobisch. Kapselhotel in Tokyo. (rechts von oben nach unten)

Café befindet sich im zweiten Stock eines lärmigen Spielhauses, wie es sie überall gibt. Ich bezahle meinen Aufenthalt nach Stunden. Sechs sollten reichen, länger will ich hier nicht bleiben. In meiner Schlafcke stehen zwischen Trennwänden ein verstellbarer Sitz, ein Computer mit Kopfhörern und Pantoffeln. Nebenan schnarchen andere Heimatlose. In Japan sollen Internetcafés regelmässiges Zuhause vieler sein.

Der Zug flitzt in einer halben Stunde unter dem Meer durch den 54 Kilometer langen Seikan-Tunnel von Hokkaido nach Honshu, der Hauptinsel Japans. Nachdem ich im Internet eine Website mit Ortschaften und ihren Blütendaten fand, habe ich mir für die kommenden Tage eine neue Taktik zurechtgelegt: in unspektakulären Städten übernachten und die Blütenstädte durch den Tag besuchen. Eine dieser unspektakulären Städte ist Aomori. Ich checke im erstbesten Hotel ein, gehe zurück zum

Bahnhof und erwische gerade noch den Zug nach Hirosaki. Die Wagen sind total überfüllt, es ist stickig, draussen leuchtet die Frühlingssonne. Am Bahnhof ausgestiegen, eilen alle zu den bereitstehenden Bussen oder zu Fuss der Burg entgegen, die von einem Kirschblütenpark umgeben ist. Hinter einer Strasse, wo Autos und Reisecars seit Stunden Schlange stehen, öffnet sich, umringt von einem Wassergraben, die Parkanlage. Weiss und rosa, wo ich nur hinblicke. Und Menschen: Mit Kameras, Picknickkörben und Plastikplachen beladen, strömen sie durch das Eingangstor, um einen günstigen Sitzplatz unter den Bäumen zu ergattern. Kirschblütenzeit bedeutet für den Japaner auch: entspannen, Freunde treffen, noch mehr Reis, Fisch und Fleisch als sonst, Bier und Sake bis tief in die Nacht. Zwischen März und Mai herrscht von Süd nach Nord überall für zwei Wochen völlige Narrenfreiheit. Nächstes Mal komme ich mit Freunden nach Japan. Alleine macht Hanami weit weniger Spass.

Heiss gebadet. Die Tage vergehen wie im Flug. Der Shinkansen, Japans Aushängeschild für Pünktlichkeit, Tempo und Eleganz auf Schienen, bringt mich mit bis zu 300 Stundenkilometern Tokyo entgegen. Die Bekanntschaften mit den Einheimischen sind flüchtig:

eine Verbeugung hier, ein Lächeln da, winkende Schulmädchen, die wohl lange keinen Gaijin (Ausländer) mehr gesehen haben. Doch sind es oft die kleinen Dinge, die Freude bereiten: Ein Schüler schenkt mir an einem Bahnhof einen Kaugummi, nachdem wir erfolglos versucht haben, uns zu unterhalten. Ein Mädchen neben mir bastelt während der Fahrt kleine Alu-Kraniche. Einen besonders schönen habe ich nun in meiner Bauchtasche. Das Bild ändert sich, je näher ich der 35-Millionen-Metropolregion komme: In den Zugabteilen tauchen blonde Haarschöpfe auf, immer mehr Leute sprechen Englisch. Die Wälder machen Blockbauten, Einfamilienhäusern und Reisfeldern Platz.

In Fukushima will ich noch einmal richtige japanische Kultur erleben. Ich fahre mit dem Regionalzug nach Izaka, einem kleinen Ort, der für seine heißen Quellen bekannt ist. An der autofreien Strasse gibt es überdachte Fussbäder, wo müde Wanderer ihre Beine wiederbeleben können. Aus einer Gasse ertönen die wehmütigen Klänge einer Zither, Frauen in Kimonos huschen durch eine Tür. In der Dorfmitte steht ein 350 Jahre altes Badehaus. Drinnen hängt Dampf in der Luft. Ich setze mich auf einen Plastiksitz und beginne mich kräftig einzuseifen. Wehe dem, der ohne gründliches Waschen ins 47 Grad heiße Wasser steigt. Dieses verbrennt mir beinahe die Beine, trotzdem lasse ich mich langsam hineingleiten. Ich schnaufe tief. Ein älterer Mann neben mir beobachtet mich, seine Mundwinkel verziehen sich zu einem Lächeln. «Eee, Gaijin wa atsui desu» (ah, dem Fremden ist heiss). Ich grinse zurück, nicke und verharre tapfer.

Mehr Fisch geht nicht. «Pass auf dich auf, die Leute in Tokyo sind nicht wie hier auf dem Land.» Die Warnung eines Amerikaners namens Gregory, der hier seit Jahrzehnten lebt und den ich im Zug traf, sitzt noch in meinem Kopf. Viel habe ich über Tokyo gehört und gelesen, nun bin ich endlich da. Und der Eindruck ist überwältigend wie erdrückend: Millionen von Menschen drücken sich aus U-Bahn-Stationen durch verstopfte Strassen, die im Schatten der Wolkenkratzer liegen. Für eine Nacht bleibe ich in einem Ryokan in Asakusa, dem Stadtteil, wo das alte Japan noch am ehesten zu erkennen ist. Den Raum in einem schwarzen Nachkriegshaus teile ich mit einer Finnin, einem Franzosen und einer Italienerin. Das Paar aus Südeuropa will anderntags um fünf Uhr aufstehen, um den Tokyoter Fischmarkt zu besuchen. Nur 140 Gäste dürfen bei den Fischauktionen dabei sein. Das will ich auch, doch zu-



erst wechsele ich meine Bleibe ins andere Ende der Stadt. Shibuya ist von allen Stadtteilen der verrückteste: Kreuzungen, die bei Grün wahre Völkerwanderungen auslösen, Leuchttafeln an jeder Hauswand, Hip-Hop-Musik aus Kleiderläden und nach Kunden schreiende Verkäufer in Ramen-Imbissbuden (Nudelsuppe). Um Geld zu sparen, versuche ich ein Kapselhotel, etwas, was es nur in Japan

gibt: Für etwa 40 Franken schlafen Reisende, Geschäftsleute und Abenteuerlustige in 1 Meter hohen Plastikboxen, die übereinander gestapelt in einem mehrstöckigen Haus stehen. Das Gepäck landet in Schliessfächern, für das körperliche Wohl stehen Duschen, Sauna, Bad und manchmal sogar Sake bereit. Die Box selber enthält eine dünne Bambusstore als Sichtschutz, einen Fernseher und einen Wecker, den ich brauche, denn morgen will ich zum Fischmarkt. Obschon Shibuya ein quirliges Viertel ist, kehrt um Mitternacht Ruhe ein: Das Nachtleben ist in Japan so ausgerichtet, dass jeder anderntags mehr oder minder arbeitsfähig im Büro sitzen kann.

Freitagmorgen, 6 Uhr, eine überdimensionierte Lagerhalle am Sumidagawa-Fluss in Tokyo. Männer in orangefarbenen Anzügen eilen umher, Gabelstapler transportieren gefährlich schnell Styroporkisten, Händler packen Fische auf ihre Stände. Zwar habe ich die Auktion ver-

passt, dafür aber bin ich einer der Ersten, der durch den Tsukiji-Morgenmarkt schlendert. Über 400 Händler sind hier, preisen Krabben, Aale, Muscheln, Crevetten, Tintenfische oder Lachse an. Krebse kriechen in einem heillos überfüllten Wasserbecken, kurz bevor sie auf dem Teller landen. Zwei Männer zersägen einen Thunfisch. Rote Fischeier leuchten wie Edelsteine in Plastikboxen auf Eis. Restaurant- und Standbesitzer bieten frisch gegrillte Makrelen oder Sushi an. Auf diesem Markt fließt der ganze Geist des Landes zusammen. Fisch ist Japan und umgekehrt. Mit glänzenden Augen betrachten die Menschen ein besonders grosses Exemplar oder lassen ein zartes Stück Fleisch auf der Zunge zergehen. Trotz der ungeheuren Hektik ist alles perfekt organisiert. Die Meerestiere werden von hier Tag für Tag auf die zahllosen Märkte im ganzen Land verteilt. Was aber, wenn die See einmal nichts mehr hergibt?

Es ist Zeit, weiterzureisen, weiter in den Süden, dem Sommer entgegen. Ich stehe wieder einmal mit Koffer und Rucksack auf dem Perron eines Bahnhofs und warte auf einen Zug, der mich ein Stück weiter bringen soll – ich bleibe am Pulsschlag dieses faszinierenden Landes.

jdj@gmx.ch